

kulturlos. Die sie führende und mit ihnen fühlende Intelligenz war entweder literarisch nicht gebildet, oder viel zu schwach, oder politisch absorbiert. Und es gab eine Zeit, wo nicht nur die schöngeistige (nicht politische) Literatur, sondern auch all die übrigen Künste — besonders die bildenden — sich auf eine dünne und raffinierte Intelligenzschicht der beiden Metropolen stützte. Was ihr dekadentes Bohèmetum, ihre Treibhausatmosphäre bedingte. Das waren die letzten aus der großen vorrevolutionären Sturm- und Drangperiode des russischen Futurismus, mit all ihren Sektanten. Und da sie nun plötzlich zur Rolle der Stützen der schönen Künste berufen waren, sind sie bis hinein in 1923 literarisch-aktuell geblieben (Feodor Sollogub, Andrej Belyj u. a.).

Sie standen, mit wenigen Ausnahmen, „außerhalb des revolutionären Oktobers“, und die ‚jungen‘ Oktoberleute, aus den kosmischen Höhen auf die graue Erde gefallen, kullerten sich hilflos in der „lokalen Farbe“, breit und seicht.

Hier finden wir den markantesten unter den ‚Jungen‘ — Boris Pilniak, der über bolschewistische Lederjoppen noch im Jahre 1919 pathetisch wird und thematisch zer-rissene, liebevolle Ansichtskarten aus dem „Reiche der bäuerlichen Auslage in die Welt druckt. Von der Sorte „two pence coloured“.

Groß ist die Schar derer, die „außerhalb des Guten und Bösen“ der Revolution zu schaffen versuchen. Hierzu gehören in erster

Linie die sogenannten „alten“, wohlbekanntten Schriftsteller und eine Plejade der „Mitreisenden der Revolution“ (nach Trotzki's geflügeltem Worte), die sich in derselben noch nicht zurechtgefunden haben. So haben z. B. Maxim Gorkis neue Arbeiten meist vorrevolutionäre oder selbstbiographische Themen, die jedoch keine neue Problematik aufweisen. Der akademische Alexej Tolstoi, aus der Berliner Emigration zurückgekehrt, druckt z. B. einen Abenteuerroman (Hyperboloid des Ing. Garin), und sein ähnlich angehauchtes Theaterstück über Rasputin wurde kürzlich aufgeführt. Wenn er endlich die Gegenwart berührt, klingt er pessimistisch aus. Seine immerhin lesenswerten „Blauen Städte“ zeigen das



Wilhelm Wagner